

Lisa Ridzén • Wenn die Kraniche nach Süden ziehen

Lisa Ridzén

Wenn die Kraniche nach Süden ziehen

Roman

*Aus dem Schwedischen
von Ulla Ackermann*

btb

Für Cameron
Ein Glück, dass wir einander haben

DONNERSTAG, 18. MAI

ICH SPIELE MIT dem Gedanken, ihn zu enterben. Ich könnte dafür sorgen, dass er leer ausgeht.

Er behauptet, Sixten wegzugeben, wäre ebenso sehr zu meinem wie zu Sixtens Bestem. Alte Leute wie ich sollten nicht im Wald herumlaufen, und Hunde wie Sixten bräuchten mehr Bewegung als nur ein Stück die Landstraße rauf und runter.

Sixten liegt neben mir auf der Küchenbank, gähnt herzhaft und legt seinen Kopf auf meinen Bauch. Ich vergrabe meine geschwollenen Finger in seinem Fell und schüttele den Kopf. Was versteht er davon, der Mistkerl? Das kann er sich aus dem Kopf schlagen.

Ingrid, die am Küchentisch sitzt, stößt ein Seufzen aus.

»Ich kann nichts versprechen, Bo. Aber ich werde tun, was ich kann. Das ist nicht okay«, sagt sie und schreibt dann weiter ins Pflegedienst-Journal.

Ich nicke und schmunzele leicht in meinen Bart. Wenn mir jemand bei Sixten helfen kann, dann Ingrid.

Das Kaminfeuer knistert leise. Die Flammen tänzeln um das Birkenholz, und ich kann den Blick nicht von ihnen abwenden. Meine Gedanken wandern zurück zu dem Gespräch mit Hans am Morgen, und ich werde wieder wütend. Für

wen hält er sich, unser Sohn? Er hat nicht zu entscheiden, wo Sixten lebt.

Ich schließe für einen Moment die Augen, die Wut macht mich müde. Ich lausche Ingrid's Verrichtungen hier in der Küche, und meine Atemzüge werden tiefer. Langsam legt sich mein Zorn.

Im Kielwasser der Wut meldet sich dieses nagende Gefühl, das mich seit einiger Zeit plagt. Ein Bohren in der Brust, das kommt und geht. Das Gefühl, ich müsste manche Dinge anders handhaben.

»Meine Güte, wie grüblerisch du geworden bist«, hat Ture neulich am Telefon gemeint, als ich versuchte, es ihm zu erklären.

Und er hat wohl recht, denke ich, während ich mit Sixten neben mir auf der Küchenbank liege und den Geräuschen lausche, die Ingrid verursacht.

In der Leere, die du zurückgelassen hast, Fredrika, grübele ich über Dinge nach, die mir früher nie in den Sinn gekommen sind. Ich war nie ein Zauderer. Ich wusste, was ich wollte, was richtig und was falsch ist. Das weiß ich noch immer, aber gleichzeitig habe ich Zweifel.

Ich denke darüber nach, warum die Dinge so gekommen sind; mache mir Gedanken über Mutter und den Alten, wie ich es früher nie getan habe. Aber am meisten Kopfzerbrechen mache ich mir wegen Hans. Ich will nicht, dass es zwischen ihm und mir so wird wie zwischen mir und dem Alten.

Doch seit er mit seinem Gerede über Sixten angefangen hat, weiß ich nicht, wohin mit meiner Wut. Wenn er mir Sixten wegnimmt, werde ich rein gar nichts zwischen uns klären.

»Ich mache heute Mittag einen kleinen Spaziergang mit ihm«, sagt Ingrid und schlägt resolut das Journal zu.

Ihre Augen funkeln. Sie hat selbst einen Hund, und allein der Gedanke, man könnte mir Sixten wegnehmen, versetzt sie in Rage. Sie fährt sich durch ihre graue Kurzhaarfrisur und kontrolliert die Tabletten in meinem Medikamentenschieber. Fürs Herz und den ganzen anderen Kram, der damit einhergeht.

»Danke«, sage ich und trinke einen Schluck von meinem Tee.

Hätten wir eine Tochter bekommen, hätte ich mir Ingrid gewünscht. Sie ging in Hans' Parallelklasse, und ihr Großvater hat mit dem Alten unten in Ranviken im Sägewerk gearbeitet.

Sie hatte heute keine Jacke an, als sie gekommen ist, trägt bloß einen dunkelblauen Fleecepullover mit dem Logo des Pflegedienstes. Muss ihr nicht furchtbar kalt sein? Mittlerweile wundere ich mich darüber, dass die Leute offenbar gar nicht frieren. Früher bin ich sechs Monate im Jahr ohne Socken herumgelaufen, und ab Mai habe ich kurze Hosen getragen. Heute ist mir immer kalt. Selbst wenn es draußen wärmer wird, mache ich weiter Feuer im Kamin. Meine Ärzte und die Leute vom Pflegedienst sagen, das komme mit dem Älterwerden, das sei normal.

Du fröstelst auch schnell, Fredrika. Wenn wir dich besuchen, haben deine Betreuer dir meistens eine deiner alten Strickjacken übergezogen.

Ingrid runzelt die Stirn. Ich glaube, sie murmelt irgendwas über den Medidispenser. Irgendwann kommt der Tag, an dem auch sie frieren wird wie eine gerupfte Sumpfschnepfe.

Ingrid kontrolliert meine Tabletten ein zweites Mal, dann nimmt sie ihr Handy aus der Hosentasche und sieht nach, ob jemand angerufen hat. Ich weiß gar nicht, ob sie Familie hat. Oder habe ich es vergessen? An den Antworten der Leute

merke ich, dass ich Dinge vergesse. Hans reagiert dann oft gereizt.

»Das hast du mich doch eben erst gefragt«, stöhnt er.

Bei Ingrid bekomme ich nie das Gefühl, etwas Dummes gesagt zu haben.

Ich rücke meine Beine auf einer deiner alten Steppdecken zurecht und mustere Ingrid. Sie hat sicher fabelhafte Kinder. Nett und wohlerzogen.

Ich strecke mich nach dem Glas Hagebuttensuppe, das sie mir auf den Küchentisch gestellt hat. Die kühle, sämige Flüssigkeit füllt den Mund. Hagebuttensuppe gehört zu den wenigen Dingen, die ich immer noch mag. Die Lebensmittel schmecken heute anders. Sahnegebäck kriegt man nicht mehr hinunter, es schmeckt nach Schimmel. Trotzdem bringt Hans weiterhin hartnäckig Sahnetorte mit.

»Du bist so mager«, sagt er. Als wäre es meine Schuld, dass meine Muskeln verkümmern. Als hätte ich es mir selbst ausgedacht, diesen alternden, nutzlosen Körper zu bewohnen.

Ich stelle das Glas zurück auf den Tisch und sauge die Suppe, die im Bart gelandet ist, mit der Unterlippe auf.

Ingrid legt ein paar neue Scheite aufs Feuer. Mit Holz kennt sie sich aus. Sie hat sich zusammen mit ihrem Bruder einen Brennholzautomaten angeschafft, eines dieser Geräte, die das Holz in einem Arbeitsschritt spalten und schneiden. Es wiegt zwölf Tonnen. Ihre Eltern habe ich nicht näher gekannt, sie sind beide früh gestorben, und Ingrid hat nach ihrem Tod den Hof übernommen.

Die meisten Pflegedienstmitarbeiter haben keine Ahnung, wie man Feuer macht. Sie legen das Anzündholz nach unten, statt das Feuer von oben her abbrennen zu lassen. Am Anfang habe ich etwas gesagt, es aber irgendwann aufgegeben. Vor allem die jungen stehen da wie die Kuh vorm neuen

Scheunentor. Man kann dem Alten viel vorwerfen, aber ein anständiges Feuer zu machen, das hat er mir beigebracht. Die jungen Leute heutzutage denken nur von Tag zu Tag und bekommen alles vorgesetzt. Dinge, die wir von Kindesbeinen an gelernt haben, beherrschen sie nicht mehr. Was würden sie im Ernstfall tun? Wenn kein Strom mehr aus der Steckdose käme oder kein Wasser aus der Leitung? Schön dumm aus der Wäsche schauen würden sie, allesamt.

Nachdenklich blicke ich ins Feuer. Ich käme gut zurecht, mit Wasser aus dem Renäsbach, dem alten Holzherd und meinem Lebensmittelvorrat im Keller. Erste zögernde Flämmchen züngeln an den neuen Birkenscheiten in die Höhe und werden rasch zu lodernden Flammen. Das gelbe Geflacker lässt mich an Hans denken. Als kleiner Junge hat er wie hypnotisiert vor dem Kaminfeuer gesessen; da hat er noch zu mir aufgesehen und bei allem, was ich gesagt habe, die Ohren gespitzt.

»Hans will auch, dass ich den Kamin nicht mehr anzünde. Er will mir nicht nur Sixten wegnehmen, er will mir auch das Holz wegnehmen«, kichere ich, obwohl in meiner Brust wieder dieses Bohren ist. »Er meint, ich soll stattdessen die Heizung andrehen. Das könnte ich mir leisten.«

»Ich weiß.« Ingrid wäscht eine Schüssel ab. »Aber er macht sich eben Sorgen, das weißt du. Er hat Angst, dass du nicht an die Drosselklappe denkst oder dass du stürzt, wenn du Brennholz holst oder mit Sixten spazieren gehst.«

Dahinter stecken wohl eher Egoismus und bodenlose Dummheit, liegt es mir auf der Zunge, schlucke es aber hinunter.

»Mach dir wegen des Feuers keine Gedanken. Wir sind ja regelmäßig hier. Wenn du etwas vergisst, merken wir es schnell.«

Ich streiche mir durch den Bart und brumme, dass Hans sich einen Teufel darum schert, doch Ingrid scheint es nicht zu hören.

»Heute Abend kommt Eva-Lena«, sagt sie nach einer Weile.

Ich werde wütend und nicke mit geschlossenen Augen, aber ich weiß, dass der Schlaf mich gleich besänftigend in seine Arme nehmen wird.

Eva-Lena betreut mich, seit Ingrid beim ersten Frost gestürzt war und sich den Fuß gebrochen hatte. Sie konnte mehrere Wochen lang nicht arbeiten, und ich musste diese dumme Gans ertragen. Obendrein ist sie auch noch von Frösön.

Der Pflegedienst kommt viermal am Tag. Als Hans das Thema zum ersten Mal anschnitt, ungefähr ein halbes Jahr nach deinem Umzug, habe ich ihn ausgelacht, so absurd fand ich den Vorschlag. Später hat mir meine Reaktion aber leid getan. Er meinte es schließlich nur gut.

Da hatte ich noch das Sagen über mein Leben.

Zum Glück habe ich Ture. Er wird schon länger als ich vom Pflegedienst betreut. Nach einem dummen Sturz hat ihm ein junger Arzt im Gesundheitszentrum prompt häusliche Pflege verordnet; ein Grünschnabel, der meinte, es bereite ihm Sorge, dass Ture allein lebt und niemanden hat, der sich um ihn kümmert.

Obwohl Ture sein Leben lang Junggeselle geblieben ist, hat er sich schnell daran gewöhnt, dass andauernd fremde Menschen bei ihm herumwirtschaften.

Aber das Duschen hasst er. Mir macht es nicht so viel aus, wenn die Pflegedienstmitarbeiter mich nackt sehen, Ture ist es aber unangenehm. Er sagt, ihm tun die Leute leid, die seinen schrumpeligen Altmännerkörper anschauen müssen.

Mein größtes Ärgernis ist mein schlechtes Gleichgewicht.

Wäre es damit besser bestellt, wären längere Spaziergänge mit Sixten ein Klacks. Dann würde mir niemand wegen ihm in den Ohren liegen, und ich hätte nicht diese vermaledeite Wut auf Hans.

Neben Ingrid mag ich Johanna am liebsten. Sie kommt aus Bölviken und ist so alt wie Ellinor. Groß und laut, genau wie ihre Mutter früher. Sie nimmt kein Blatt vor den Mund und bringt mich zum Lachen, obwohl es in meinem Leben nicht mehr viel zu lachen gibt. Bei Ture kommt alle naselang irgendeine Vertretungskraft. Ginge es bei mir zu wie im Taubenschlag, würde ich auf der Stelle den Gemeindedirektor anrufen. Schließlich hat man das Recht zu wissen, wer im eigenen Haus ein und aus geht.

»Ich lege noch ein paar neue Scheite aufs Feuer, bevor ich gehe«, sagt Ingrid und steht vom Küchenstuhl auf. Ich habe gar nicht gemerkt, dass sie sich wieder hingesetzt hat.

Sie räumt den Teller und das Messer ab, mit dem sie mein Butterbrot in kleine Häppchen geschnitten hat. Ich habe nur noch zwei Zähne im Unterkiefer. Schneidet sie das Brot nicht für mich klein, brauche ich lange, um es aufzuessen. Hans will, dass ich mir eine Zahnprothese machen lasse. Aber ich halte das für unnötig, rausgeworfenes Geld, das lohnt sich für mich nicht mehr. Außerdem ist Streichkäse gar nicht so übel. Er schmeckt vielleicht nicht ganz so gut wie Hartkäse, aber man kann schließlich nicht alles haben im Leben.

Sixten drückt sich an mein Bein, und meine Brust schnürt sich zusammen. Mich überkommt der Wunsch, mit dir zu reden, auch wenn wir beide keine großen Redner waren. Du würdest sagen, natürlich könnte ich weiter Brennholz ins Haus holen und mit Sixten spazieren gehen, die Strecke bis zum Waldrand, damit er dort sein Geschäft erledigen kann, wäre lang genug.

Über drei Jahre sind seit deinem Umzug vergangen; seit dem Tag, an dem du mich mit verständnislosem Blick angeschaut hast, als unser Sohn dich abholen kam. Er sagte, es sei Zeit zu fahren, und du würdest dort in guten Händen sein.

Ich habe dir angesehen, dass du ihm nicht geglaubt hast. Dass du lieber hier bei mir bleiben wolltest. Im Vertrauten. Einen Moment lang hielt ich deinen Blick fest und wünschte mir nichts mehr, als dich bei mir zu behalten. Doch dann nahm ich deine Hand, drückte sie sanft und sagte:

»Hans hat recht. Du wirst dort in sehr guten Händen sein.«

Obwohl sich alles in mir dagegen sträubte, wusste ich, dass ich mich nicht um dich kümmern konnte.

Ich schaue auf das Einweckglas auf dem Küchentisch und von dort zu Ingrid. Ich kriege das Glas nicht auf, meine Finger sind zu schwach und zu steif. Sie können den Deckel nicht mehr greifen. Meine Hände sind immer noch groß wie Baggerschaufeln, aber ihre Kraft ist verschwunden, und ich kann die Mittelgelenke nicht mehr beugen.

»Arthritis ist für einen Mann Ihres Alters und mit Ihrer Krankheitsgeschichte vollkommen normal«, hat mir mein Hausarzt beim letzten Termin erklärt.

Ingrid hat mir ein Einweckglas besorgt, das sich leichter aufschrauben lässt und trotzdem luftdicht schließt, damit der Geruch nicht verfliegt, aber auch das habe ich nicht aufbekommen.

»Soll ich dir mit dem Glas helfen?«, fragt sie mit dem Rücken zu mir.

Rasch senke ich den Blick. Obwohl sie mir schon so oft dabei geholfen hat, schäme ich mich.

Den Schal seiner demenzkranken Frau in einem Einweckglas aufzubewahren, um sich an ihren Geruch zu erinnern, ist sentimentale Gefühlsduselei. Darum weiß auch nur Ingrid

davon. Selbst vor dir wäre es mir peinlich. Wir gehörten nicht zu denen, die einander Zärtlichkeiten sagten. So etwas brauchten wir nicht.

Ingrid schraubt den Deckel auf und gibt mir das Glas; dann wendet sie sich um und wischt weiter die Arbeitsfläche ab.

Ich atme tief ein, ziehe die Luft durch den dünnen Stoff des Schals und mache die Augen zu, sperre das Brennen hinter den Lidern ein. Niemand hat etwas davon gesagt, dass es normal ist, dass die Augen im Alter feucht werden; dass an fast allen Erinnerungen Tränen hängen.

Du hast den Schal auf dem Frühlingsmarkt in der Stadt gekauft, als Hans noch nicht alleine laufen konnte. Er saß in der Kinderkarre, die wir von den Nachbarn auf der anderen Seite der Landstraße übernommen hatten. Ich weiß noch, dass sie große Räder hatte. Gut für unsere Schotterwege, meinst du. Am Anfang war der Schal dunkelrot, aber im Lauf der Jahre hast du ihn mit bunten Flickern in allen möglichen Farben ausgebessert. An kalten Tagen trugst du ihn mehrmals um den Hals gewickelt, an wärmeren Tagen als Schultertuch.

»Willst du den Schal nicht mitnehmen?«, habe ich dich gefragt, bevor du zum letzten Mal aus unserer Haustür gegangen bist, nachdem Hans dir geholfen hatte, deinen Koffer für den Brunkullagården zu packen.

Du hast dich umgedreht, und einen Moment lang glaubte ich, du wärest bei mir, würdest dich lächelnd bedanken, wie immer, wenn ich an etwas dachte, das du vergessen hattest. Aber du hast mich nur mit fragendem Blick angesehen, als würde ich einen fremden Gegenstand in der Hand halten.

Ich traue mich nicht, den Schal zu lange aus dem Einweckglas herauszunehmen, dein Duft soll lange halten. Du riechst jetzt anders, im Pflegeheim haben sie deine Seifen und deine

Cremes ausgetauscht. Die Demenz hat nicht nur dein Gehirn verändert.

Ich lege den Schal zurück in das Glas, und es gelingt mir, den Deckel zuzudrehen. Zudrehen ist leichter als Aufdrehen. Dann stelle ich das Glas auf den Tisch, damit Ingrid den Deckel noch fester zuschraubt, und lehne den Kopf ins Kissen.

Ingrids Geräusche sind wie ein Schlaflied. Ich verliere mich im Anblick des Kaminfeuers und kriege kaum mit, als sie sich verabschiedet und die Haustür hinter ihr zufällt.

Obwohl die hellen Sommernächte angebrochen sind, ist es in der Küche dunkel. Der Raum hat nur zwei kleine Fenster, und die braune Holzdecke verschluckt das wenige Licht, das von draußen hereinfällt.

Das Feuer knistert und knackt. Sixten schnauft. Ich kraule ihn hinter den Ohren und am Hals. Da ist sein Fell noch genauso weich wie sein Welpenflaum. Du warst skeptisch, als Fredrikssons aus Fåker uns fragten, ob wir nicht einen neuen Welpen aufziehen wollten. Sixten ist der siebte Hund, den wir von ihnen haben. Sie haben bestimmt hundert Jämhunde gezüchtet und für die Elchjagd ausgebildet. Du warst der Meinung, wir wären zu alt für einen neuen Hund. Hans fand das auch. Ich hielt euch für albern und schimpfte euch Pessimisten.

Eines Mittags hieb ich mit der Faust auf den Tisch und brüllte, was das Leben denn noch für einen Sinn hätte, wenn ich zu alt für einen Hund wäre? Ob wir etwa nur noch Däumchen drehend zu Hause hocken und auf den Tod warten sollten? Zwei Tage später fuhr Hans uns nach Fåker. Als ich Sixten vom Beifahrersitz hob und ihn dir in die Arme legte, hast auch du deine Meinung geändert. Du bist zu Larssons in den Laden gegangen und hast fürs Welpentraining

getrocknete Rinderleber gekauft. Das war ziemlich genau ein Jahr, bevor die ersten Symptome bei dir auftraten.

Ich umfasse Sixtens Ohr mit den Fingerspitzen, und er gibt ein wohliges Schnauben von sich. Die Bewegung ruft mir in Erinnerung, wie steif meine Finger sind. Wegen der Herztabletten musste ich die Arthritismedikamente absetzen; aber zum Glück verursachen die Finger keine großen Schmerzen.

»Herz oder Gelenke«, sagte der Honorararzt mit einem blöden Lächeln im Gesicht. »Da fällt die Entscheidung nicht schwer, oder?«

An einem Herzinfarkt zu sterben, ist vielleicht gar nicht so übel, kam es mir in den Sinn, bevor der Arzt meinen Gedankengang unterbrach.

»Wenn Sie keine weiteren Fragen haben, sind wir für heute fertig«, sagte er und wandte sich seinem Computerbildschirm zu. Das Tempo, mit dem seine Finger auf die Tastatur hämmerten, gab mir zu verstehen, dass er in Eile war, mit seinen Gedanken längst woanders. Schütteres graues Haar bedeckte seinen runden Schädel wie eine hässliche Badekappe. Er musste kurz vor dem Ruhestand sein. Ich habe gehört, dass Honorarärzte in einem Monat so viel verdienen wie ich in einem ganzen Jahr im Sägewerk. Als ich mich nach meinem üblichen Hausarzt erkundigte, antwortete er mir, seine Mutter käme aus Jämtland. Als ob mich das interessieren würde.

Ich wollte aufstehen, mit meinem Gehstock auf den Tisch schlagen und ihn fragen, was zum Teufel an Händen normal sein soll, die nicht einmal ein Einweckglas aufschrauben können. Oder daran, sich zwischen Arthritisfingern oder Tot-Umfällen entscheiden zu müssen. Doch die Worte entglitten mir und ließen sich nicht wieder einfangen.

Ich hätte mir gewünscht, Hans würde aufspringen und

rufen: »Das ist inakzeptabel!«, dass er mir unter die Arme greifen und alles in Ordnung bringen würde. So wie ich, als der Nachbarjunge ihn unten an der Bushaltestelle mit Tannenzapfen bewarf. Ich habe den Bengel kurzerhand am Schlafittchen gepackt und in den Straßengraben befördert. Aber Hans gab mir bloß meine Jacke und stand auf, und wir fuhren nach Hause.

Sixten schnarcht leise, und ich nehme wieder sein Ohr zwischen die Finger. Mit Daumen und Fingerspitzen bekomme ich noch immer einen recht festen Griff zustande. Ingrid meint, ich hätte kräftigere Hände als die meisten anderen Neunundachtzigjährigen. Aber deine Hände, Fredrika, sind noch kräftiger. Das haben mir deine Betreuer im Brunkullagården erzählt. Vielleicht sollte mir das unangenehm sein, aber zu hören, dass du sie so fest in die Kleidung kneifst, dass deine Knöchel weiß hervortreten, macht mich froh.

13:10 Uhr

Bo möchte zum Mittagessen Fischauflauf und Kaffee mit viel Zucker. Er benutzt den Atemtrainer, um den Schleim zu lösen, und redet über Sixten. Ich soll ins Journal schreiben, wie wütend es ihn macht, dass gewisse Leute denken, Sixten könnte nicht bei ihm bleiben. Feuer in Ordnung.

Ingrid

SAMSTAG, 20. MAI

12:30 Uhr

Mittagessen: Stippgrütze und Rote Bete. Bo machen die Augen zu schaffen. »Es ist dunkel«, klagt er. Gebe Montag der Kreiskrankenschwester Bescheid.

Kalle

ICH WACHE DAVON AUF, dass sich warme Nässe in meinem Schritt ausbreitet. Ich habe geträumt, ich würde zur Toilette gehen. Wie Hans es als Kind getan hat. Es ist nicht viel, aber genug, um unangenehm zu sein.

Ich werfe einen Blick auf den Wecker. Gleich kommt der Pflegedienst, um mir das Mittagessen zu machen. Aber vorher schaffe ich es noch, ins Bad zu gehen und mir eine saubere Unterhose und Hose anzuziehen. Die Pflegedienstmitarbeiter wollen, dass ich rund um die Uhr eine Windel trage, aber sobald sie weg sind, ziehe ich sie aus. Sie glauben, ich würde es vergessen, aber lieber nasse ich mich ein und wechsle die Kleidung, als so ein Ding zu tragen.

Ich hole tief Luft und setze mich auf der Küchenbank auf. Auf dem Tisch steht eine Tasse mit kaltem Tee. Es ist eine der Tassen, die wir im Urlaub in Höga Kusten gekauft haben. Sie gefielen dir. Und obwohl du es unnötig fandest, habe ich sie dir geschenkt. Ich hatte gerade eine Lohnerhöhung bekommen, wir waren reich.

Das war der Sommer, in dem Hans heimlich eine Fete geschmissen hat, während wir verreist waren. Er war so dumm, einen derartigen Radau zu veranstalten, dass es bis zu Marita und Nejla zu hören war. Und natürlich haben sie

es uns erzählt. Was habe ich ihn deshalb hinterher angebrüllt, aber eine Entschuldigung kam ihm nicht über die Lippen.

Damals ging er schon in die Oberstufe und hing mit diesen Flegeln aus der Stadt herum, die ihm lauter Flausen in den Kopf setzten, allen voran dieser Frösön-Bursche. Hans fing an, Widerworte zu geben und über Politik zu diskutieren. Kritisierte unser Verhalten, unsere Entscheidungen, stellte die normalsten und selbstverständlichsten Dinge infrage.

»So ist nun mal die Jugend«, meintest du, als er in seinem Zimmer verschwand und die Tür hinter sich zuknallte.

»Muss er sich deshalb gleich unmöglich aufführen?«, erwiderte ich und wischte mir mit dem Küchenpapier, das du neben die Teller gelegt hattest, den Mund ab.

Wir waren in diesem Frühjahr schon wegen einer Sprachreise, wie Hans es nannte, aneinandergeraten. Er wollte den Sommer über in Großbritannien Englisch lernen und war der Meinung, ich sollte die Fahrt bezahlen. Dieser Frösön-Kerl war angemeldet, und Hans wollte mit. Ich sagte ihm, wie es war: dass wir für so etwas kein Geld hatten.

»Roberts Vater hat genug Geld«, schnaubte Hans und sah mich mit rotzfrechem Blick an.

Vor lauter Wut sah ich rot. Ich hatte keinen verwöhnten Bengel großgezogen, der glaubte, ich würde ihm eine Vergnügungsreise nach England finanzieren! Also sagte ich ihm auf den Kopf zu, dass ich mein Geld nicht für Reiche-Leute-Firlefanzen aus dem Fenster warf.

Du hast den Tisch abgeräumt, schweigend die Teller ineinandergestellt und zur Spüle getragen.

»Du könntest versuchen, etwas weniger zu brüllen«, sagtest du nach einer Weile und hast den Napfkuchen vom Vortag auf den Tisch gestellt. »Dann benimmt er sich vielleicht auch etwas weniger unmöglich.«

Ich funkelte dich ärgerlich an, war der Meinung, du müsstest meine Partei ergreifen.

Heute denke ich, du hattest wohl recht. Aber Hans machte mich so verflucht wütend, warf mir genau die Dinge an den Kopf, von denen er wusste, dass sie mich zur Weißglut brachten, tat alles, was er konnte, damit mir der Kragen platzte.

Ächzend knöpfe ich meine Jeans auf und lasse sie auf den Fußboden fallen, betrachte den hageren Mann im Badezimmerspiegel. Meine Augen brennen, und ich habe Schwierigkeiten, mich klar zu erkennen. Die Gestalt vor mir gleicht einem mit breiten Pinselstrichen gemalten Ölgemälde. Doch der Bart und die langen Haare sind eindeutig.

Mein Spiegelbild lässt mich an den Alten denken. Mein Gesicht ähnelt seinem, aber er rasierte sich bis zum letzten Tag und nutzte jede Gelegenheit, meinen Bartwuchs zu kritisieren.

»Herrschaftszeiten, wie ungepflegt du aussiehst«, blaffte er mich an einem Sommerabend an, als wir uns gerade zum Essen setzen wollten. Ich hatte kurz zuvor Urlaub gekriegt, und wir waren für ein paar Tage aus Hissmofors herübergekommen, um auf dem Hof auszuhelfen. Mutter hatte Hering zubereitet und neue Kartoffeln mit frischem Dill aus dem Garten gekocht.

Vor ein paar Wochen hatte Åkesson in der Mittagspause verkündet, dass er sich im Urlaub einen Bart stehen lassen würde.

»Ein Kasten Bier für den, der mit der längsten Gesichtsbehaarung zurück zur Arbeit kommt«, sagte er, legte Per-Gustaf und mir die Arme um die Schultern und schlug uns aufmunternd auf den Rücken.

»Ich bin dabei!« Per-Gustaf grinste breit. »Ihr habt doch meinen alten Herrn gesehen?«

Ich spuckte auf den Boden und meinte, klar hätte ich den Rauschebart seines Vaters gesehen.

»Ich bin auch dabei«, fügte ich hinzu, dachte aber bei mir, dass du dich bestimmt über die kratzigen Stoppeln beschweren würdest.

Ich zog mir den Gartenstuhl heran, setzte mich und sah den Alten wortlos an. Über dem Tisch traf mein Blick den deinen, ganz so, als hättest du dagesessen und darauf gewartet. Deine Augen hielten mich für einen Moment fest, und der Griff des Alten lockerte sich ein wenig.

Mutter tat dem Alten Kartoffeln auf, und du hast ihm die Wette erklärt, die ich mit meinen Arbeitskollegen abgeschlossen hatte. Er schnaubte eine unverständliche Antwort und trank einen Schluck Bier, worauf du dich Mutter zugewandt und das Essen gelobt hast.

Es war nichts als ein läppischer Kommentar über meinen Bart, doch die Worte des Alten wurmten mich wie eh und je. Wir schwiegen, der Alte und ich, starrten stumm auf unsere Teller und kauten Mutters Essen. Hörten zu, wie du sie nach der Landwirtschaft und den Tieren fragtest. Die Leichtigkeit, mit der du dich unterhieltest, faszinierte mich. Du schienst keine Sekunde darüber nachdenken zu müssen, was du sagen solltest. Ich trank von meinem Bier und schielte aus dem Augenwinkel zum Alten hinüber. Seine klobige Statur war glatt, und mein Blick rutschte daran ab. Sosehr ich es auch versuchte, es gelang mir nicht, ihn anzusehen, und ich war wütend auf mich selbst, weil ich nicht den Mut hatte, den Mund aufzumachen.

Beißender Uringeruch steigt mir in die Nase, als ich auch meine Unterhose auf den Fußboden fallen lasse. Die Pflegedienstmitarbeiter hängen mir immer ein paar saubere Unterhosen und Hosen auf den Wäscheständer in der Ecke.

Ich bin froh, dass ich nicht ins Schlafzimmer gehen und frische Wäsche aus dem Schrank holen muss. Seit du weg bist, habe ich nicht mehr dort geschlafen.

Ich greife nach einer blauen Unterhose und sinke auf den Toilettendeckel. Beuge mich langsam nach unten und ziehe das linke Bein der Unterhose über meinen linken Fuß. Er ist blau verfärbt, und die Zehen sind verkrümmt. Mein rechter Fuß ist noch steifer, aber beim dritten Versuch klappt es. Dann greife ich nach einer Jogginghose und wiederhole das Ganze. Jogginghosen sind leichter als Jeans, sie rutschen besser. Hans hat mir bestimmt zehn Stück gekauft, bei Intersport in der Stadt.

Als ich mir die Hände gewaschen habe und den Wasserhahn zudrehe, geht am anderen Ende des Hauses die Eingangstür auf und zu. Kalle steht in der Küche am Gefrierschrank. Mit einem Fertiggericht in der Hand dreht er sich zu mir um. Seine Kleidung ist ihm zu eng, und sein Bauch schaukelt, wenn er sich bewegt. Hinter ihm blitzt der Zettel auf, den Hans über die Spüle geklebt hat: *Denk daran zu essen!*

Ich esse von allein, wenn ich Hunger bekomme.

»Wie geht's denn heute so?«, erkundigt sich Kalle und sticht kleine Löcher in die Folie des Fertiggerichts. Obwohl sich im Gefrierschrank mehr Fertiggerichte stapeln, als ich in einem Jahr essen kann, füllt Hans den Vorrat jede Woche auf.

»Na, man knattert und brummt«, antworte ich und frage mich, ob er diese Frage allen alten Leuten stellt, die er betreut. Es hat etwas von einem Mantra.

»Ich dachte, ich mache schon mal Mittagessen. Hast du Hunger?«

Ich zucke die Achseln, setze mich neben Sixten auf die Küchenbank und streichele ihm über den Kopf.

Dann meine ich mich zu erinnern, dass heute irgendetwas Besonderes ansteht. Ich stehe wieder auf und gehe zu dem

Wandkalender, den Hans aufgehängt hat. In einem der Kästchen haftet ein gelber Klebezettel mit der Aufschrift *Heute*. Mein Gefühl war richtig. Auf dem Zettel steht, dass Hans heute Abend vorbeikommt. Und morgen rufe ich Ture an.

Meine Augen schmerzen, und mein Blick ist verschwommener als gewöhnlich, ich kann Kalle von der Küchenbank aus kaum erkennen. Ich blinzele mehrmals, aber es nützt nichts. Ich will mit Ture über Sixten reden. Wenn ich ihm erkläre, wie idiotisch es ist, mir den Hund wegzunehmen, wird er mich unterstützen.

Warme Nässe breitet sich in meiner Hose aus. Mir entfährt ein Seufzer.

»Was ist?«, fragt Kalle und stellt das Fertiggericht in die Mikrowelle.

Ich seufze erneut, bin aber nicht fähig, etwas zu sagen. Der Satz *Ich habe mich eingenässt* schmeckt unverändert bitter, auch wenn es immer öfter vorkommt.

»Ist was passiert?« Kalle dreht sich um.

Diesmal war es viel, der dunkle Fleck auf der Hose ist nicht zu übersehen.

»Hoppla. Kein Problem, das bringen wir gleich in Ordnung.« Kalle schließt die Mikrowelle, schaltet sie aber nicht ein. »Komm, wir gehen ins Bad und ziehen dir eine Windel und eine saubere Hose an.«

Ich sehe Kalle an und spüre, dass ich das hier nicht mehr will. Ich will aufstehen und weggehen, weg von hier. Aber ich bleibe sitzen und nicke langsam.

17:30 Uhr

Bo schläft, als ich komme. Ich mache ihm Fleischklößchen und Kartoffelpüree und gieße ihm ein Glas Bier ein. Wir plaudern eine Weile. Bo findet die Luft eiskalt und meint, dass die Sonne nur draußen ein kleines bisschen wärmt. Noch wäre kein Sommer. Ich erinnere ihn daran, dass Hans später vorbeikommt, Bo hat es vergessen.

Johanna

TROTZ DEINES UMFANGS kletterst du behände vor mir auf die Fahrradstange. Im Korb auf dem Gepäckträger liegen Saft und eine Tüte mit frisch gebackenen Zimtschnecken. Das Kleid hast du dir von deiner jüngeren Schwester geliehen, es sieht aus wie ein doppelt gelegtes Laken.

Ich kann auf nichts anderes schauen als auf deinen Bauch, mein Blick wandert immer wieder zu ihm hin. Wir rollen den Schotterweg hinunter, und du erzählst, dass deine Schwester Babysachen für unseren Nachwuchs rausgesucht hat. Es kann jeden Moment so weit sein, sagen fast alle, denen wir begegnen. Und jeden Morgen, wenn ich zum Sägewerk radele, denke ich: Wenn ich heute nach Hause komme, bin ich vielleicht Vater.

Wir biegen auf den Hof deiner älteren Schwester ein. Wie immer gehst du als Erstes zu den Pferden und streichelst ihr dickes Fell.

Ich mag es, dich mit ihnen zu sehen, ihr genießt eure Gesellschaft gegenseitig. Du hast ein natürliches Gespür für Pferde. Ich glaube, dir geht es mit Pferden so wie mir mit Hunden.

Mir machen die Pferde Angst, und ich bilde mir ein, dass sie meine Angst spüren, sobald ich mit dem Rad auf den Hof

einbiege. Bei mir verhalten sie sich anders als bei dir. Du bist mit ihnen aufgewachsen und weißt, wie du mit ihnen umgehen musst, ich weiß es nicht.

Ich klappe den Fahrradständer herunter, bleibe einen Moment still stehen und sehe dich an.

Wenn meine Sorgen mich nachts wach halten, denke ich an dich und werde wieder ruhig. Du wirst dich ganz intuitiv um das Kind kümmern, du hast das, was mir fehlt; du hast deine jüngeren Geschwister und deine Neffen und Nichten versorgt.

»Nimmst du bitte die Zimtschnecken mit?«, rufst du mir zu und gehst ins Haus.

Du backst immer etwas Süßes, wenn du deine Schwestern oder Eltern besuchst. Und es schmeckt verdammt gut, besser noch als Mutters Gebäck. Heute morgen bist du extra früher aufgestanden, damit die Zeit für die Zimtschnecken noch reichte, bevor wir losmussten.

Als ich mich umdrehe, um die Tüte aus dem Fahrradkorb zu nehmen, schrillt ein Ton durch die Luft. Ein blechernes Klingeln.

Verwirrt schaue ich mich um. Mein Blick ist verschwommen, und ich habe Schwierigkeiten, etwas zu erkennen, aber nach einer Weile begreife ich, dass ich auf der Küchenbank liege.

Es klingelt wieder. Ein schepperndes Läuten. Fahrig taste ich mit der Hand über den Küchentisch und bekomme das Handy schließlich zu fassen. HANS steht in Großbuchstaben auf dem Bildschirm. Ich drücke auf den grünen Hörer.

»Hallo, hier spricht Bo Andersson«, sage ich und versuche, den Schleim im Hals hinunterzuschlucken. Wenn ich geschlafen habe, ist es immer mehr als sonst.

»Hallo, Papa. Hast du geschlafen?«

Ich setze mich mühsam auf, huste und spucke in die Tasse auf dem Tisch. Hans schweigt.

»Kann sein«, antworte ich. Das Bild von dir als werdende Mutter ist mir noch ganz lebendig vor Augen.

»Du, hier hat sich einiges angesammelt. Ich schaffe es nicht, heute Abend vorbeizukommen.«

Obwohl Hans in seiner Firma viel um die Ohren hat, kommt er mehrmals in der Woche vorbei. Er will sichergehen, dass mit dem Pflegedienst alles klappt, dass der Kühlschrank gefüllt ist und die Mülltonne an der Straße steht. Manchmal stellt er sie raus, obwohl sie erst halb voll ist. Ich finde das unnötig. Eine Leerung kostet fünfundsiebzig Kronen, aber Hans meint, das wäre egal.

»Ich dachte, ich könnte heute ein bisschen früher Schluss machen, aber momentan ist Urlaubszeit, und da landet eben mehr auf meinem Tisch«, fährt er fort, bevor ich etwas erwidern kann.

Er klingt gestresst. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, wenn er so ist. Ich verstehe dieses ganze Gerede über Stress und Burnout, oder wie man das heute nennt, nicht.

Er ist überarbeitet, sagtest du vor einigen Jahren, als er wochenlang hinter zugezogenen Gardinen in seiner Wohnung lag. Du hast den Ersatzschlüssel genommen, bist zu ihm gefahren, hast ihm Essen gekocht und aufgeräumt. Manchmal kam ich mit und versuchte, mit ihm zu reden, bekam aber kaum ein Wort aus ihm heraus; ich hatte keine Ahnung, was ich mit ihm machen sollte.

Warum tritt er nicht einfach ein bisschen kürzer, wenn ihn die Arbeit stresst? Er sagt, dass viele seiner Kollegen regelmäßig unter Burnout leiden. In meinen siebenundvierzig Jahren im Sägewerk hatte kein Einziger von uns ein Burnout, und wir haben harte körperliche Arbeit verrichtet, ich

verstehe nicht, was die Leute heutzutage falsch machen. Am liebsten würde ich fragen, warum sie nicht die Dienstpläne ändern, aber dann würde er sauer werden, also halte ich den Mund und frage nicht.

»Dann kommst du eben an einem anderen Tag«, sage ich und reibe mir über das Gesicht.

»Ja, das mache ich«, erwidert er. »Wir müssen auch über Sixten reden.«

Ich schweige. Meine Hand liegt auf Sixtens Rücken, bewegt sich auf und ab, während er friedlich schläft.

»Gut, also abgemacht«, sagt Hans schließlich.

»Ja, abgemacht.«

»Mach's gut.«

»Tschüss«, sage ich und höre das Klicken, als Hans auflegt.

Ich lege das Telefon auf den Küchentisch. Ich bin außer mir vor Wut über seinen Plan mit Sixten, wegen dem, was er uns antun will. Aber neben der Wut ist da auch dieses Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben. Ich wünsche mir, ich könnte Hans etwas Hilfreiches sagen, damit er begreift, dass er sich nicht dermaßen unter Druck setzen muss. Vielleicht vergisst er das mit Sixten, wenn er beruflich weniger eingespannt ist. Aber ich habe keine Ahnung, wie ich seinem Stress abhelfen soll.

»Du nimmst dir doch sonst nicht alles so zu Herzen«, meinte Ture, als ich ihn bei unserem letzten Telefonat fragte, ob er glaube, ich hätte etwas mit dieser ganzen Stresssache zu tun. Ob es meine Schuld wäre. Im Radio haben sie gesagt, dass die Kindheit belastende Spuren hinterlassen kann.

»Das ist typisch für unser Gehirn, weißt du, es grübelt pausenlos über Dinge nach, macht sich verrückt und kommt nicht zur Ruhe.«

Ich nickte. Damit kennt Ture sich aus. Die Arbeit, die er früher gemacht hat, hat viel Gedankenakrobatik erfordert.

»Aber es ist nicht deine Schuld, das darfst du dir nicht einreden«, fuhr Ture fort und trank einen Schluck Kaffee.

Tures Worte taten mir gut, die Art, wie er es sagte, gab mir die Gewissheit, dass er recht hatte.

»Du bist aus anderem Holz geschnitzt«, erklärte er. »Bei jemandem von deinem Schlag verfängt diese Art von Stress nicht.«

In dem Moment bin ich nicht weiter darauf eingegangen, wahrscheinlich haben wir angefangen, von etwas anderem zu reden, aber jetzt frage ich mich, was Ture mit »bei jemandem von deinem Schlag« gemeint hat, wie bin ich denn?

So etwas zu sagen, ist typisch für Ture, Menschen zu analysieren, oder wie man es nennen will. Dann geht oft seine Fantasie mit ihm durch. Er schustert sich Antworten zurecht, ohne die Einzelheiten zu kennen.

Aber das stört mich nicht. Im Gegenteil. Diese Eigenschaft von ihm hat uns zu Freunden gemacht.

Ich hatte schon neun Jahre in Hissmofors im Sägewerk gearbeitet, als Ture dort anfang. Er hatte sich auf einen der neuen Ingenieursposten beworben. Aber es wurde schnell deutlich, dass er nicht wie die anderen war, die in der oberen Etage saßen. Schon in der ersten Mittagspause kam er nach unten und aß mit uns Arbeitern, sprang mit polternden Schritten die Wendeltreppe herunter.

»Hallo, ich bin Ture, ist mein erster Tag heute«, stellte er sich vor, hob die Hand und blickte grüßend in die Runde.

Ein paar Männer, die ein Stück weiter weg saßen, machten neugierige Gesichter, doch niemand erwiderte etwas. Ture schien das nicht zu stören, er setzte sich zu uns an den Tisch und redete unbekümmert weiter.

Ich hatte einen Kerl noch nie so viel reden hören. Soweit ich wusste, kam er aus der Gegend, klang aber wie jemand aus Südschweden. Er plapperte fröhlich und unbefangen drauflos wie ein Wasserfall.

»Die Natur kann nicht gewollt haben, dass der Mensch in einem derart kalten Klima lebt. Wir haben doch kaum Haare am Körper«, sagte er an niemand Bestimmten gewandt und biss kopfschüttelnd in seine Stulle.

Ich konnte ein Lachen nicht unterdrücken. Tures Gegenüber machte ein dermaßen verwirrtes Gesicht, dass ich die ganze Situation zum Schießen fand.

Ture beugte sich vor und blickte den Tisch entlang in meine Richtung.

»Wer ist der vergnügte junge Mann dahinten?«, wollte er wissen und hob die Stimme, um sich Gehör zu verschaffen.

Ich konnte einfach nicht aufhören zu lachen, fragte mich, was das für ein Kauz war. Auf der anderen Tischseite stimmte Åkesson in mein Lachen ein. Ture grinste. Nach einer Weile bekam ich mich wieder in den Griff und hob die Hand.

»Grüß dich, Ture. Ich heiße Bo.«

Ture nickte stumm. Åkesson prustete erneut los und griff dann nach meiner Brotbüchse, um nachzusehen, ob ich was Gutes dabei hatte. Ich streckte mich über den Tisch, um zu schauen, was seine Frau ihm mitgegeben hatte. Er beschwerte sich oft über ihre Kochkünste, aber ich fand, dass es lecker aussah. Fleisch und Bohnen. Als ich wieder in Tures Richtung blickte, hatte er sich seinem Sitznachbarn zugewandt und hörte ihm aufmerksam zu.

Am Ende des Arbeitstages, als ich mit müden Armen zu meinem Fahrrad ging, legte mir jemand eine Hand auf die Schulter.

»Bo, richtig?«

Ich drehte mich um, und vor mir stand Ture und lächelte mich an. Er hatte gepflegte Zähne und einen kaum erkennbaren Schnurrbart. Ein dünner Strich, wie ihn amerikanische Schauspieler trugen.

»Ja«, bestätigte ich und nickte langsam, unschlüssig, was ich sagen sollte.

»Ich bin lange fort gewesen, weißt du. Ich bin in Hissmofors aufgewachsen, habe aber in Göteborg gelebt und bin viel herumgereist«, sagte er und schloss seinen obersten Mantelknopf. »Und jetzt bin ich auf der Suche nach Kameraden. Hast du Lust, mich in der Stadt zu besuchen?«

Ich war so perplex, dass ich ihn einfach nur anstarrte. Außer dir hatte mich noch nie jemand zu sich nach Hause eingeladen.

»Ja, also ...«, stammelte ich schließlich.

»Sollen wir Sonntagnachmittag sagen?«

»In Ordnung«, murmelte ich.

Ture verschwand genauso plötzlich, wie er aufgetaucht war.

Auf der anderen Seite des Vorplatzes sprang ein Motor an, und Ture fuhr in einem neuen Volvo Amazon davon. Ich sah dem Wagen nach, der sich mit hohem Tempo auf dem Schotterweg entfernte, gefolgt von einer dicken Staubwolke. Was zum Teufel hatte ich mir da eingebrockt?

Am Sonntag starrte ich in meinen leeren Kleiderschrank und dachte an den Mantel, den Ture getragen hatte. Der hatte sicher mehr gekostet, als ich jemals für ein Kleidungsstück ausgeben würde. Zuletzt entschied ich mich für das Hemd, von dem ich wusste, dass Mutter es ausgesucht hätte.

Ture hatte mir gesagt, ich solle die Treppe bis zum Ende hinaufsteigen.

Ich brauchte nur zweimal an die Wohnungstür mit dem